

DIRK  
HUSEMANN



DIE  
BÜCHER  
JÄGER

*Historischer Roman*

»Das kleine Höllenloch hat seit Jahren niemand mehr passiert«, sagte der Geistliche. »Ich hätte nicht gedacht, dass der Steg überhaupt noch vorhanden ist.« Er räusperte sich. »Der Pfad zum Kloster verläuft dort im Westen und windet sich ruhig und sicher zum See hinab. Wir Mönche halten ihn frei, damit unsere Ochsengespanne ihn befahren können.« Er schüttelte den Kopf. »Das kleine Höllenloch«, sagte er zu sich selbst.

Liebend gern hätte Poggio Oswald einfach zurückgelassen und wäre den Berg hinabgestürmt. Doch trug er selbst Schuld an ihrem Irrgang. Warum hatte er sich einem einäugigen Tiroler anvertraut?

Oswald ließ sich von der Abweisung des Mönches nicht beirren. »Wir sind keine einfachen Wanderer. Ich bin Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesänger. Wenn ihr uns Unterschlupf gewährt, werden wir für euch Mönche ...«

»... Bücher illuminieren«, ergänzte Poggio, bevor Oswald mit dem Angebot, seine Lieder zum Besten zu geben, alles verdarb. Von seinen Besuchen in den Klöstern von Sankt Gallen, Reichenau und Cluny wusste Poggio, dass es unter den Mönchen zwar fleißige Kopisten gab, die tagein, tagaus Pergamente abschrieben. Buchmaler aber, welche die Texte mit Heiligenbildern, goldenen Initialen und Ornamenten zum Leben erweckten, waren selten. Jetzt hoffte er, dass in diesem entlegenen Felsenstift Illuminatoren so begehrt waren wie Dirnen im Kreuzfahrerlager.

Der Blick des hochgewachsenen Mönchs fiel auf Poggio herab. »So etwas können sich nur reiche Klöster leisten. Wir haben kein Geld«, sagte er.

Poggio setzte nach: »Meine Bezahlung ist ein Blick in eure Bibliothek. Ich suche alte Schriften. Finde ich welche, würde ich sie gern abschreiben.«

»Aber das dauert Monate«, wandte der Benediktiner ein.

»Nicht in diesem Fall. Die Texte der Antike sind nur in Fragmenten erhalten. Wisst ihr vielleicht davon? Gibt es alte Schriften in eurem Skriptorium? Abgeschabte Seiten? Brüchige Papyri?«

»Davon weiß ich nichts. Aber einen Illuminator hatten wir schon seit Jahren nicht mehr hier.«

»Ein Blick in eure Bücher würde mir als Preis für meine Arbeit genügen – selbst dann, wenn darin nicht das zu finden sein sollte, was ich suche«, sagte Poggio.

»Und für Essen und ein Nachtlager bezahlen wir«, beeilte sich Oswald zu sagen.

Der Mönch gab die Tür frei. »Ich bin Abt Emilius. Tretet ein in Demut! Pax vobiscum.«

\*

»Der gehört ans Kreuz geschlagen!«, brüllte jemand auf Italienisch. Poggio fuhr von seinem Lager auf. Unter seinen Händen knisterte trockenes Stroh. Das Ziegenfell, das ihm Abt Emilius gegeben hatte, glitt zu Boden. Woher war der Ruf gekommen?

Nachdem der Abt die beiden Männer in das Kloster eingelassen hatte, waren sie ihm eilig durch ein Gewirr von menschenleeren Korridoren gefolgt. Sämtliche Brüder schienen bereits zu schlafen. Wer also hatte da gerufen? Noch dazu in Poggios Muttersprache? Auf dem Gang vor der ärmlichen Zelle war nichts zu hören. Da erst erkannte Poggio, dass ihn

ein Traum genarrt hatte, ein Nachtgesicht, wie es ihn manchmal heimsuchte. Kurz überlegte Poggio, ob er aufstehen und bis zum Morgen in den leeren Gängen umherwandern sollte. Doch der Weg den Berg hinauf hatte seine Kräfte aufgezehrt. Zudem war es verlockend, sich unter dem warmen Ziegenhaar in den Schlaf zurücksinken zu lassen. Vielleicht würde er jetzt von etwas anderem träumen. Vom sauren Ratzemann vielleicht, dem Wein, der nur in den kältesten Wintern gedieh. Von frischem Hering und von Lerchenzungen. Und vom scharfen Geschmack auf der Haut Florentina da Pistoias.

Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, hing das Gesicht Tolomeos über ihm. Und die Hände, die immer wieder auf Poggios Kopf niedersausten. Tolomeo war ein Landpächter, wie er im Buche stand – welches er aber niemals hätte lesen können. Er war so ungebildet wie aufbrausend, ein mottenfarbiger Alter, der Lust gewann, wenn er am Abend seine Knechte durchprügelte.



## Stundenglas

**P**oggio war zwölf Jahre alt und arbeitete auf den Feldern bei Arezzo. Sein Vater unterhielt eine Apotheke in der Stadt. Doch das Geschäft ging schlecht, und so hatten Poggios Eltern ihren ältesten Sohn aufs Land schicken müssen. Dort sollte er sich selbst den Unterhalt verdienen. Dass ihn das um ein Haar das Leben gekostet hätte, haben sie niemals erfahren.

Tolomeo erwischte Poggio regelmäßig. Am Abend, wenn die fünf Knechte des Hofes erschöpft von der harten Feldarbeit auf ihre Strohlager sanken, stand plötzlich Tolomeo in der Tür des Schuppens. Er schrie, bis den Jungen die Trommelfelle schmerzten, schimpfte sie Taugenichtse und Faulenzer. Sie allein seien schuld daran, dass er am Monatsende die Pacht nicht zahlen könne, behauptete er. Nachdem er einen Wasserfall toskanischer Flüche erbrochen hatte, packte er einen der Knechte bei den Ohren und schleifte ihn hinaus auf den Dreschplatz. Dort stand schon der Prügelstuhl bereit, ein schartiger Schemel, über den sich die Knaben zu beugen hatten, wenn Tolomeo ihnen den Hintern versohlen wollte, und auf den sie sich setzen mussten, wenn die Schläge ihr Gesicht treffen sollten. »Man kann einen schläfrigen, faulen Knaben mit einer Prügelsuppe laben«, schrie Tolomeo immer wieder, während seine Hand auf Poggios Gesicht oder Gesäß den Silben den Rhythmus schlug. Schon nach zwei Monaten auf Tolomeos Gehöft hatte Poggio mehr Schläge eingesteckt als bei seinen Eltern in seinem ganzen Leben. Er war in der Hölle gestrandet, und wenn er morgens auf die Felder ging, sah er auch so aus.

Seine zerrissenen Kleider und die Prügelflecken in seinem Gesicht erregten das Mitleid seiner Mitmenschen. Humpelte er, von Schmerzen geplagt, hinter Tolomeos Karren her, um die Feldfrüchte zu Markte zu bringen, starrten ihn die Mädchen des Dorfes sorgenvoll an. Eines Tages kam eine junge Frau nah heran und reichte ihm einen Krug Wasser. Damit schien ein Damm zu brechen. In der nächsten Woche schob eine zarte Hand Poggio ein Küchlein aus Mandeln zu. Eine andere strich ihm über das struppige schwarze Haar. Aufmunternde Worte erfrischten seine Ohren. Tolomeo auf seinem Karren bemerkte von alledem nichts.

Bald begriff der Knabe: Es war nicht Mitleid allein, dem er die Gunst der Mädchen verdankte. Unter dem Schmutz hatte er begonnen, zu einem jungen Mann heranzuwachsen.

Seine Schultern strafften sich, seine Wangenknochen traten hart aus dem zuvor runden Gesicht hervor, und an seinen Händen und Armen schlängelten sich Adern dicht unter der Haut.

Es gelang Poggio, die flüchtigen Bekanntschaften mit den Dorfschönheiten zu vertiefen. Kaum war Tolomeo mit den Einnahmen des Tages im Wirtshaus verschwunden, traf der junge Knecht Lucia beim Brunnen, Constanza bei den Ställen und Emilia hinter der Sägemühle. Ihre schwieligen Hände drückten hart gegen seinen Leib, und der Geruch ihres Schweißes duftete noch am Abend aus seinen Lumpen hervor und half, die Prozedur auf dem Prügelstuhl zu erdulden.

Poggio gefiel das Leben als Prügelknabe, Bauersknecht und Herzensschmelzer. Zumal den alten Tolomeo nach und nach die Kraft verließ. Allmählich fielen die Stürme der Gewalt zu lauen Lüftchen zusammen. Bald waren die Schläge nur noch matte Versuche, Herr von fünf immer kräftiger werdenden Knechten zu sein. Tolomeo schrumpfte, und Poggios Angst vor ihm wurde zum Zwerg.

Aber die Mädchen! Jeden Monat schienen sie schöner zu werden, und das Begehren des Knaben wuchs mit seinem Körper. Poggio wurde ein Tagedieb. Nur stahl er niemandem die Zeit, sondern die Küsse junger Frauen unter der Bronzesonne der Toskana.

Es gab eine, die bewunderte er nur aus der Ferne. Florentina da Pistoia, die Tochter des Herzogs von Arezzo. Selbst mit seinen jungen Jahren wusste Poggio: Die heißen Hände der einfachen Mädchen waren Eisklumpen gegen das, was ein Kuss von Florentina für einen jungen Landarbeiter bedeutet hätte – den Scheiterhaufen.

Das Elend unerfüllter Liebe hielt Poggio umklammert. An Markttagen ritt der Herzog persönlich ins Dorf, saß zu Gericht und strich die Zölle ein. Seine Tochter begleitete ihn. Zunächst glaubte Poggio, das Mädchen wolle den anderen im Dorf zeigen, wer die Herrin sei. Denn niemals mischte Florentina sich unter das Volk, sondern sie blieb in der Nähe ihres Vaters. Doch was Poggio für Überheblichkeit gehalten hatte, erkannte er bald als Verzweiflung. Florentina war ein einsames Geschöpf. Sie hatte keine Geschwister und lebte mit ihren Eltern und der Dienerschaft in einem alten Gemäuer. Einst ein Schloss, war es jetzt nichts weiter als eine zugige Ruine, mehr vom Efeu zusammengehalten als vom Mörtel. Eines Tages würde die Schönheit der Herzogstochter dasselbe Schicksal erleiden.

Was für eine Schande! Florentina war das Abbild einer Göttin, und seit Poggio sie zum ersten Mal gesehen hatte, betete er sie an. Doch niemals, das wusste er, würde er den Olymp erklimmen, auf dessen Gipfel Florentina da Pistoia vor Einsamkeit verging. Da nutzte es wenig, dass er bisweilen nur fünf Schritte von ihr entfernt vorüberstrich.

Dann kam jener Tag, an dem Florentina da Pistoia an ihrer Unterlippe nagte.

Poggio nahm die Bewegung aus den Augenwinkeln wahr. Gerade versuchte er, der kichernden Maria den Knoten ihres Kopftuchs mit den Zähnen zu lösen. Halbherzig hielt Maria seine Handgelenke fest, sodass ihm nur der Mund blieb, um ihre Haare von dem Kopfschutz zu befreien. Doch Poggio sollte niemals ans Ziel gelangen.

Von ihrem Versteck unter dem Torbogen des Kirchhofs aus konnte Poggio den Marktplatz überblicken. Während seine Zähne am harten Stoff des Kopftuchs nagten und seine Zunge Bekanntschaft mit dem Salz auf Marias Haut schloss, waren seine Augen über ihre Schulter hinweg auf die Gestalt Florentinas geheftet. Deren Kleid aus hellblauer Seide

schimmerte wie die Dämmerung eines Schirokkotages. Ihre Finger spielten mit ihrer Halskette. Sie schaute zu Boden. Hin und wieder verschwand ihre Unterlippe zwischen ihren Zähnen, um kurz darauf rot und glänzend aus dem Mund wieder hervorzukommen. Einen süßen Augenblick lang glaubte Poggio, Florentina wolle ihm ein Zeichen geben, damit er das Kopftuch Marias gegen ihren herzoglichen Mund eintauschen möge. Dann begriff er.

Die Tochter des Fürsten putzte sich heraus. Sie biss sich das Blut in die Lippen, damit diese rot und voll erblühten. Schon prangten sie auf ihrem blassen Antlitz wie ein königliches Siegel auf einem Bogen feinsten Kalbsleders. Mit einem Mal wusste Poggio, wie er aus den schattigen Verstecken der Dorfmädchen in den Schein von Florentinas Sonne treten konnte.

In den folgenden Tagen verwendete er jede freie Minute darauf, seinem Einfall Form zu geben. Dennoch dauerte es vier lange Wochen, bis es so weit war. Schließlich, an einem heißen Junitag des Jahres 1393, folgte Poggio Tolomeo wie immer zum Marktflecken. Er lief beschwingt wie nie zuvor. So schnell trugen ihn seine Füße vorwärts, dass er Beatrice, die altersschwache Eselin, überholte und der Bauer ihm zurief, endlich würden seine Schläge Wirkung zeigen. Aber es waren nicht die Hände Tolomeos, die Poggio Beine machten, sondern die Lippen Florentina da Pistoias.

Zugegeben: Er hatte Angst, dass seine Göttin der Einsamkeit ausgerechnet diesmal nicht im Dorf erscheinen werde. Doch als er und Tolomeo bei der Wassermühle um die Ecke bogen und der Marktplatz vor ihnen lag, glitzerte ihm die Seide ihres Kleides entgegen, und er stellte sich vor, dass sie in ihren Gedanken seinen Namen rief. Auch wenn sie den überhaupt nicht kannte.

An diesem Tag war Poggio ein König. Mit einer unsichtbaren Krone geschmückt hielt er Einzug im Dorf. An der zwinkernden Gracia, der winkenden Estrella und der lächelnden Maria schritt er hoheitsvoll vorüber. Als er sich dem dicht umlagerten Gerichtsstand näherte, rieb er seine schmutzigen Hände an seinen Lumpen sauber, richtete die Tunika, so gut es eben ging, und drängte sich durch die Menge. Tolomeo rief wütend hinter ihm her. Doch Poggio beachtete ihn nicht. Wenn sein Vorhaben gelang, würde ihn Florentina lieben und der Herzog ihn auf seine Burg holen. Dann würde es vorbei sein mit der rückenbrechenden Feldarbeit, den Hungernächten und dem Gebelfer des Pächters.

Auf der anderen Seite der Menge zwängte er sich hervor, verfolgt von den Flüchen der Wartenden. Eine zornige Hand stieß ihm in den Rücken. Er taumelte vorwärts und fiel in den Staub. Dieser Teil seines Vorhabens war misslungen. Aber nun hatte er das, was er wollte: die Aufmerksamkeit Florentinas. Zum ersten Mal sah sie ihn an. Verwundert, belustigt, verängstigt. Poggio bildete sich ein, Begehren in ihren Augen schimmern zu sehen.

Ermutigt stand er auf. Er fand sich auf dem einzigen Teil des Marktplatzes wieder, der gepflastert worden war. Der Herzog thronte vor der Wand eines großen Gebäudes auf dem Richterstuhl, flankiert von zwei Bütteln, und schüttelte eine beringte Hand über dem Kopf eines vor ihm knienden Mannes. Florentina war weit genug von dem Geschehen entfernt. Zwei Schritte ging er auf sie zu, langsam, so wie man sich einem scheuen Tier nähern würde. Dann holte er die Muschel hervor. Sie war so klein wie Florentinas Mund und